

Anglerlatein

„Kindheitserinnerungen aus dem Teutoburger Wald“

von Ingo Denart

Schon als kleiner Junge interessierte ich mich für alles, was im oder um das Wasser herum kreuchte und fleuchte. Oft stand ich im Sommer mit einem kleinen Aquarienkescher barfuß im Heidenbach, der sich durch das gleichnamige Heidental, in dem ich aufwuchs, hindurch schlängelte, und fing Bachflohkrebse, Kaulquappen, Gelbrandkäfer und Libellenlarven, aber auch Stichlinge, Molche und anderes Getier, welches ich nicht immer identifizieren konnte. Diese Neugier wurde manchmal auch bestraft: Wasserbienen beispielsweise sollte man nicht in die Hand nehmen. Aber keine Sorge, normalerweise kommt man gar nicht in diese Verlegenheit; es ist wirklich extrem schwer, sie zu fangen! Wie kleine Ruderboote liegen sie in den stillen Zonen der Gewässer, wo keine Strömung vorherrscht. Doch sobald man sich anpirscht - eine unvorsichtige Bewegung - und Schwups! da tauchen sie auch schon ab.

Beinahe einen ganzen Nachmittag hatte ich darauf verwendet, bis ich das erste Exemplar endlich in meinem Kescher hatte. Es sollte auch mein letztes bleiben, denn als ich das kleine Wesen vorsichtig aus dem Netz befreite, durchfuhr plötzlich ein heftiger Schmerz meine Hand. Hätte ich vorher gewusst, dass dieses Tierchen auf den Namen Wasserbiene hört, dann wäre ich vielleicht vorsichtiger gewesen, denn diese Wasserwanze macht ihrem Namen alle Ehre! Bei der Berührung schien sie aber nicht zu stechen, sondern vielmehr ein ätzendes Sekret abzusondern, ähnlich wie es Bombardierkäfer tun. Möglicherweise habe ich den Schmerz damals auch intensiver empfunden, weil ich mich einfach erschrocken habe. Fest steht, dass ich nie wieder eine Wasserbiene fangen wollte.

Aber auch andere Insekten begeisterten mich: Heuschrecken, Libellen, Maikäfer und anderes wurden mit der bloßen Hand gefangen. Das gipfelte sogar darin, dass ich einmal einen kleinen Ameisenstaat ausgrub und in einen Schuhkarton verfrachtete, um ihn zur Beobachtung in meinem Kleiderschrank zu verstecken. Als meine Mutter, durch die vielen kleinen Krabbeltiere in meinem Zimmer aufmerksam geworden, den Ursprung der Ameisenstraßen dann entdeckte, bekam sie beinahe einen hysterischen Anfall. Doch Mum war durch meine Eskapaden bereits abgehärtet und so fand sie relativ schnell ihre Fassung wieder. Trotzdem war es schwer für sie, mich davon zu überzeugen, dass diese Tierchen in freier Natur doch besser aufgehoben waren.

Meist beschränkte sich mein Fang jedoch auf Bachflohkrebse, die ich in einem Einmachglas sammelte, um sie eine Weile zu beobachten und dann wieder in die Freiheit zu entlassen. Oft trug ein größerer Krebs einen kleineren. Ich dachte immer, es wären Krebsbabies, tatsächlich verhakten sich die Tiere aber zum Zweck der Paarung ineinander. Im Frühjahr erwischte ich sogar ein paar Molche, die mich mit ihrem Rückenrücken und dem orangefarbenen Bauch in ihren Bann zogen, und irgendwann fing ich den ersten Stichling. Damit sollte meine Leidenschaft für Fische ihren Anfang nehmen. Im Fernsehen entging mir keine Sendung von Jaques Cousteau aus der Reihe „Geheimnisse des Meeres“. Wenn seine Unterwasserdokumentationen gesendet wurden, konnte ich alles um mich herum

vergessen. Wie gerne hätte ich damals ein Aquarium gehabt, aber das Geld reichte dafür nicht. Ständig drückte ich mir nach der Schule in der Detmolder Zoohandlung die Nase an den Aquarien platt. Später sollte ich mir zwar Aquarien zulegen, sogar ein 1200 Liter Becken war dabei, aber dann fehlte es an der nötigen Zeit und Muße, um mich wie früher daran zu erfreuen. Und da ich meinen Schützlingen immer die bestmöglichen Verhältnisse bieten möchte, wurden sie früher oder später eher zur Last. Aber wer weiß, was der Ruhestand vielleicht noch mit sich bringt?

Doch ich schweife schon wieder ab. Es ist aber auch wie verhext! Also zurück zum Stichling, den ich einige Wochen in einem Plastikbassin beherbergte, bis er mir leid tat und ich ihn wieder in den Bach an die Stelle zurücksetzte, wo ich ihn gefangen hatte. Es war kurz vor einer Brücke, unter der sich der Bach durch ein enges Rohr hindurchzwängen musste. Vor einigen Tagen hatte es einen Sturm gegeben und so waren einige Äste aus den Bäumen in den Bach gefallen, der diese dann bis zu jenem Rohr getragen hatte, wo sie sich verkeilten und den Bach zu einem kleinen Teich vor der Brücke hatten anschwellen lassen. Dort entdeckte ich im seichten Wasser zwei Bachforellen, die auf vorbeischwimmende Beute lauerten. Voller Aufregung lief ich nach Hause, holte den großen Angelkescher meines Vaters aus dem Schuppen, um damit so schnell wie möglich zur Brücke zurückzukehren. Ich fing eine große Libelle und ließ sie auf dem Wasser genau an der Stelle vorbeitreiben, wo die Forellen lauerten. Der Plan ging auf! Genau in dem Moment, wo sich die Forelle die fette Beute holen wollte, sauste der Kescher herab! Eine - für meine damaligen Verhältnisse - riesige Forelle zappelte in meinem Kescher! Ich erinnere mich noch, wie ich das Tier im Kescher vorsichtig vor mir ins Gras legte und über seinen kühlen Körper streichelte. Außer auf einem Teller, angerichtet mit Zitrone und Kartoffeln, hatte ich vorher noch nie einen solch großen Fisch gesehen! Mit den kleinen roten Flecken sah er beinahe noch schöner aus als die bunten Fische in der Zoohandlung.

Auf der anderen Seite der Brücke ergoss sich der Bach in einen kleinen Teich, der durch ein künstlich angelegtes Wehr aufgestaut worden war. Genau dort entließ ich den Fisch wieder in die Freiheit. Ich hatte das Gefühl, ein gutes Werk getan zu haben, denn bald schon würde der Bach vermutlich austrocknen. Daher versuchte ich auch die andere Forelle, die ich entdeckt hatte, zu „retten“ - was mir auch tatsächlich gelang! Mich hatte das Jagdfieber gepackt und darüber die Zeit mal wieder völlig vergessen. Längst hätte ich zum Abendbrot Zuhause sein müssen. Aber dieses Abenteuer war mir die Verspätung und die damit verbundenen „Unannehmlichkeiten“ in Form einer Standpauke meines Vaters allemal wert!

Doch es kam gar nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte - im Gegenteil: Mein Vater bot mir sogar an, mich bei der nächsten Gelegenheit zum Angeln mitzunehmen, und ich fieberte diesem Tag entgegen; und das im wahrsten Sinne des Wortes!

Bitte verzeiht, dass ich schon wieder vom eigentlichen Thema abweiche, aber diese kleine Anekdote gehört einfach hierher. Zu jener Zeit wurde damals „Die Heiden von Kummerow“ basierend auf dem Roman von Ehm Welk im Fernsehen ausgestrahlt. Dieser Film berichtet von dem Dorfalltag kurz vor dem ersten Weltkrieg, in dem Lehrer und Pastor versuchen, aus der Dorfjugend anständige und gottesfürchtige Menschen zu machen. Doch alte heidnische Rituale sind den Jungen wichtiger, so auch das „Heidendöpen“. Die Streiche und Kämpfe der Jungen

untereinander haben mich fasziniert, schließlich ging es bei uns ganz ähnlich zu, auch wenn wir schon in den 70er Jahren lebten. Und das Ritual des Heidendöpens wurde von mir begeistert aufgegriffen. Was lag auch näher? Heidental, Heidenbach und Heidendöpen - für mich ein ganz klares Zeichen!

Mit dem Heidendöpen hatte es folgendes auf sich: Zur Zeit der Christianisierung wehrten sich die Menschen dagegen, indem sie nach der Taufe einfach im kalten Bach stehen blieben. So blieben sie in der Regel unbekehrt, da der Pastor in Form des Täufers es meist nicht lange aushielt und vor ihnen das eiskalte Gewässer verlassen musste. Beim Heidendöpen stellten sich nun die Jungen aus Kummerow in den kalten Bach. Wer es am längsten in der Kälte aushielt, wurde Heidenkönig. Wir wandelten das Ganze noch ein wenig ab, so durfte unser Heidenkönig anschließend eines der zuschauenden Mädchen küssen.

In Anerkennung der alten Traditionen wählten wir einen Termin am Sonntag, gleich nach dem Jugendgottesdienst, aus. Treffpunkt war die tiefste Stelle im Bach, hier reichte uns das Wasser bis über die Hüfte. Natürlich hatten wir keine Zeit, uns vorher umzuziehen, und so standen wir gleich nach dem Gottesdienst mit unseren Sonntagsklamotten im eiskalten Heidenbach, umringt und angefeuert von einigen Mädels aus dem Dorf. Einer nach dem anderen gab mit vor Kälte tauben Beinen auf und verließ unter Gejohle und scherzhaften Schmähungen das Wasser. Zu guter Letzt standen - ihr werdet es ahnen - nur noch Andi und ich zitternd im Wasser. Ich war zwar durch meine Expeditionen das lange Stehen im kalten Bach gewohnt, aber es war etwas anderes, nur bis zu den Waden im kalten Wasser zu stehen. Und Andi war einfach ein zäher Kerl! Keiner von uns wollte nachgeben, obwohl die anderen schon seit einer guten halben Stunde das Wasser verlassen hatten. Unsere Lippen waren bereits dunkelblau angelaufen, die ersten Wadenkrämpfe stellten sich ein, und wir zitterten wie Espenlaub! Da wurde mir plötzlich schwindelig. Ich fiel einfach um. Andi zerrte mich aus dem Wasser, wohl darauf bedacht, den Bach als Letzter zu verlassen: So wurde er unser Heidenkönig, und ich vermute, die meisten Mädels waren mit diesem Ausgang des Heidendöpens auch ganz zufrieden. Zumindest zierte sich keine, von ihm geküsst zu werden. So küsste er kurzerhand mehrere, ehe die anderen Jungs auch nur protestieren konnten.

Die Tracht Prügel, die ich für die verdorbene Kleidung bekam, blieb leider nicht die einzige Strafe: Ich war tüchtig unterkühlt und hatte mir eine ordentliche Blasenentzündung samt Erkältung zugezogen - so fieberte ich buchstäblich dem sich nähernden Angelausflug mit meinem Vater entgegen. Glücklicherweise wurde ich vorher wieder gesund, und so stand ich am folgenden Sonntag in aller Frühe mit meinem Vater und seinen Angelkollegen am Meschensee.

Ich mochte die Atmosphäre sofort: Der Morgennebel waberte über das Gewässer, dessen Oberfläche spiegelglatt vor uns lag, und leuchtete in der gerade aufgegangenen Sonne. Ich saß zunächst auf einem Klappstuhl, knabberte an einer Stulle von dem Proviant, welches meine Mum uns mitgegeben hatte, und sah den Erwachsenen beim Angeln zu. Sie wollten Karpfen fangen, hatten ihre Angelhaken mit gekochten Kartoffeln bestückt, die so fest waren, dass sie beim Auswerfen nicht vom Haken fielen, aber doch weich genug, um einen Karpfen zum Anbeißen zu verlocken. Ich saß ganz still und tat keinen Mucks. Offenbar beeindruckte meine

Disziplin meinen alten Herrn, und plötzlich hielt er mir eine Angel hin. Er zeigte mir, wie man etwas Brotteig um den Haken knetet und wie man auswarf.

„Du musst gar nicht weit werfen. Ein paar Meter genügen. Und wenn die Pose (also der Schwimmer, an dem der Haken auf einer bestimmten Tiefe im Wasser gehalten wird) untergeht, dann hebst Du die Angelrute einfach mit etwas Schwung an und holst die Schnur ein.“

Genau so machte ich es. Voller Spannung beobachtete ich die Pose. Minutenlang tat sich nichts, doch dann zeigten sich um die Pose ganz leichte Wellen. Zupfte da etwa ein Fisch am Köder? Die Pose tauchte etwas ins Wasser ein.

„Noch nicht!“ warnte mein Vater. „Warte, bis die Pose ganz unter Wasser gezogen wird.“

Ich wartete. Nichts mehr. Die Pose lag still im Wasser. Aber ich wartete geduldig weiter. Nichts! Nach weiteren endlosen Minuten hieß mein Vater mich, die Pose einzuholen: Der Teig war vom Haken abgelutscht worden!

„Na, Du weißt ja jetzt, wie es geht - hier ist der Teig, probier es weiter!“ munterte mein Vater mich auf. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen! Wenig später stellte sich tatsächlich der erste Erfolg ein: eine Rotfeder. Nicht groß, aber immerhin mein erster, mit der Angel gefangener Fisch! Sie durfte gleich wieder zurück in ihr kühles Nass. Jetzt ging es Schlag auf Schlag, Rotfedern, Barsche ... alles kleine Fischchen ... als plötzlich die Pose schlagartig unter Wasser gerissen wurde! Die Spitze der Angelrute bog sich gewaltig, und es zappelte ordentlich am anderen Ende der Schnur, ich konnte kaum die Rute festhalten!

„Locker‘ die Bremse!“ rief mein Vater. Wo, um Himmels willen, ist bei einer Angel die Bremse? Aber ich hatte genug damit zu tun, meine Rute festzuhalten. Ich konnte die hellrote Pose sehen, wie sie unter Wasser hin und her flitzte. Mein Vater eilte mir zu Hilfe, wollte mir die Angel aus der Hand nehmen, aber ich hielt sie so fest, als hinge mein Leben davon ab. Schließlich lockerte mein Vater die Bremse, was zur Folge hatte, dass der Fisch Schnur abziehen konnte, obwohl ich gleichzeitig einholte. Das machte ihn müde - später erfuhr ich, dass man diesen Vorgang „Drillen“ nennt.

Nach einigen Minuten konnte ich einen Karpfen von deutlich mehr als einem halben Meter Länge ans Ufer ziehen, den mein Vater mit seinem Kescher an Land holte. „Ein Prachtker!“ freute er sich, er zeigte mir, wie man den Haken löst, ohne den Fisch weiter zu strapazieren und setzte ihn dann in einen Setzkescher, in dem früher die Fische noch gehältert werden durften.

Ich war mächtig stolz: Ein Karpfen! Und er kam mir enorm groß vor. Ich hatte beinahe das Gefühl, dass er mich ängstlich aus seinen großen Augen anblickte, während mein Vater den Haken löste.

„Wir nehmen ihn mit!“ erklärte mir mein Vater. „Karpfen liegen oft im Schlamm am Grund des Sees. Sie müssen erst eine Weile lebendig gewässert werden, bevor man sie zubereitet, sonst schmecken sie so modrig wie der Schlamm. Wir werden ihn für

ein paar Wochen im alten Waschzuber im Keller halten, bevor er in die Pfanne kommt.“

Der Karpfen blieb der einzige nennenswerte Fang an diesem Tag. Er wanderte tatsächlich in den riesigen Waschzuber bei uns im Keller, der schon lange ausgedient hatte. Jeden Tag saß ich bei ihm, er wurde zutraulich, ließ sich sogar von mir streicheln, und so taufte ich ihn insgeheim auf den Namen „Cyprinus“ - in Anlehnung an den Karpfen aus dem Buch „Der kleine Wassermann“ von Ottfried Preußler.

Natürlich erzählte ich Andi davon. Er war sofort Feuer und Flamme für das Angeln. Wir erwarben den Jugendfischereischein beim örtlichen Ordnungsamt. Dafür musste man keine Prüfung ablegen, und er ermöglichte es einem, bis zur Vollendung des 16. Lebensjahres unter Aufsicht eines Inhabers des Bundesfischereischeins mit einer Rute zu angeln. Wir waren gerade 14 Jahre alt. Oft verbachten wir die Wochenenden in den kommenden zwei Jahren am Meschensee und anderen Gewässern des Angelvereins, dem wir damals beitraten. Im Alter von 16 Jahren belegten wir dann einen Angelkurs und schlossen mit der Prüfung zum Bundesfischereischein - dem Jagdschein für Angler - ab.

Bis dahin luden wir unsere Angelausrüstung auf unsere Fahrräder (ich frage mich heute noch, wie wir das ganze Zeug - Angelkoffer, Rute, Kescher, Klappstuhl usw. - transportieren konnten), fuhren an den Angelteich und fanden immer wieder einen Erwachsenen, der sich breitschlagen ließ, dass wir unter seiner „Aufsicht“ angeln durften. Die Meisten nahmen ihre Aufsicht sehr ernst, und wir lernten viel von ihnen, vor allem den Respekt vor Lebewesen und den waidgerechten Umgang mit den Fischen, aber auch Tricks, wie man gezielt bestimmte Fischarten beangelt. Und wenn wir uns auch sonst für keinen Streich zu schade waren, wir haben nie einen untermassigen Fisch mitgenommen, Fischen außerhalb ihrer Schonzeit nachgestellt oder sie gar gequält (wenn man vom Angeln an sich einmal absieht). Leider gab es aber auch Angler, die es mit diesen Vorschriften und dem Respekt vor dem Tier nicht so genau nahmen.

Andi und ich hatten es bald nur noch auf Raubfische abgesehen: Forelle, Hecht, Zander und Wels. Eines Tages beschlossen wir, auf Aal zu angeln. Die beste Zeit für den Aalfang sind die frühen Morgen- oder die späten Abendstunden, und wir erhielten tatsächlich von unseren Eltern die Erlaubnis zum Nachtangeln. Andis Mutter fuhr uns mit dem Auto zum See, denn das zusätzliche Zelt und den Proviant für eine ganze Nacht konnten wir unmöglich mit dem Rad transportieren. Wie immer fanden wir einen Angler, der auch die Nacht dort verbringen wollte und sich bereit erklärte, die Aufsicht für uns zu übernehmen. Es war ein mürrischer Kerl, der schon am frühen Nachmittag angetrunken war. Seine Ausrüstung war unordentlich im Gras und am Ufer des Sees verteilt und überall lag bereits Abfall herum.

„Klar pass ich auf euch auf! Aber lasst mich bloß in Ruhe. Wenn ihr tatsächlich was fangen solltet, seht ihr hübsch zu, dass ihr den Fisch alleine vom Haken bekommt. Ich bin nicht euer Kindermädchen! Und für den Gefallen bekomme ich die Hälfte eurer Fische. Ist das klar?“ Er nahm einen tiefen Zug aus einer Flasche mit klarem Schnaps. Ein wirklich widerlicher Kerl, aber uns sollte es recht sein, wir wollten schließlich auch unsere Ruhe.

Wir suchten uns in einiger Entfernung eine Angelstelle, schlugen unser Zelt auf und schon bald saßen wir gemütlich in unseren Klappstühlen, genossen die Stille und schauten über den See hinweg der allmählich untergehenden Sonne zu. Dabei entging uns nicht, wie unser „Angelpate“ sich verhielt: Jeder Fisch wanderte in seinen Eimer, egal wie groß er war. Er machte sich auch nicht die Mühe, die armen Tiere zu betäuben, bevor er sie tötete, obwohl das die oberste Grundregel beim Angeln ist. Nur für Aale galt sie damals nicht, weil diese, wenn man sie erst einmal gefangen hatte, sich üblicherweise so wanden und glitschig wie Seife waren, dass ein Betäuben kaum möglich war. Auch an die zulässige Anzahl der Edelfische, die man pro Angeltag mitnehmen durfte, hielt er sich nicht. Wir wurden von Stunde zu Stunde wütender auf ihn.

Es wurde dunkel. Wir hatten schon einige schöne Aale gefangen. Kurz vor Mitternacht holten wir unsere Köder ein. Bevor wir uns schlafen legten, beschlossen wir, dem anderen Angler noch einen Besuch abzustatten. Wir waren uns nicht sicher, ob er überhaupt noch da war. Vorsichtig, denn inzwischen musste er völlig betrunken und noch gereizter als bei unserer Ankunft sein, näherten wir uns seinem Angelplatz. Lediglich eine flackernde und wenig Licht verbreitende Petroleumlampe stand am Ufer des Sees, als wäre es ihr peinlich, die Schande zu beleuchten: Der Angler lag besoffen unter seinem Angelschirm und schnarchte lauthals. Zwei leere Schnapsflaschen lagen am Boden, ein paar Bierdosen und Butterbrotpapier im Schilf, diverse Zigarettenskippen bedeckten den Boden. Die lebenden Angelköder - Maden und Würmer - hatten aus den offenstehenden Köderboxen bereits das Weite gesucht. Lediglich Mais, Kartoffeln und das pulverförmige Lockfutter waren übrig geblieben. Und an beiden Angeln zappelten bereits Fische, ohne dass er sich darum gekümmert hätte - ein beschämender Anblick!

Wir holten zunächst die Angeln ein, befreiten die (untermassigen) Fische und mussten feststellen, dass er mit viel zu kleinen Haken angelte. Kein Wunder, dass er so viele Fische gefangen hatte, die eigentlich noch zu klein waren, um mitgenommen werden zu dürfen. Diese lagen nun im bleichen Mondlicht mit starrem Blick steif in einem Eimer, ohne vorher ordentlich ausgenommen worden zu sein. Vermutlich würden sie schon am folgenden Morgen verderben.

Andi und ich kochten vor Wut! Wir stupsten den Trunkenbold vorsichtig mit unseren Gummistiefeln an - er rührte sich nicht und schnarchte nur kurz etwas lauter auf. Andi zog die letzten zwei Bierdosen, die noch aus einer Kühltasche ragten, hervor, riss sie auf und hielt mir eine davon hin. Vermutlich werdet ihr jetzt denken: Was soll das denn? Erst regen sie sich über den Säufer auf und dann trinken sie selbst? Aber das Ganze hatte einen anderen Hintergrund. Wir zwei kannten einander bereits so gut wie ein altes Ehepaar. Auch ohne Worte glaubte ich sofort zu wissen, was mein Freund vorhatte. Und richtig! Wenig später, wir hatten unsere Dosen gerade schweigend geleert, stellte sich auch schon der natürliche Drang unserer Körper ein, die Flüssigkeit auf dem von der Natur vorgesehenen Weg wieder loszuwerden; schließlich hatten wir im Laufe des Abends auch schon die ein oder andere Dose Cola getrunken. Schweigend standen wir vor dem friedlichen See, dessen leichte Wellen im Mondlicht glitzerten. Erste Nebelschwaden begleiteten die Kühle der Nacht, und die Sterne schienen vom Himmel auf uns herab, während wir die Reißverschlüsse unserer Hosenställe öffneten und genüsslich in die Köderboxen auf den Mais, die Kartoffeln und das Lockfutter pinkelten.

Das Bier lockerte unsere Stimmung. So mussten wir immer noch kichern, als wir in unsere Schlafsäcke krochen. Um den Angler machten wir uns keine Sorgen, er würde sicher eine ganze Weile benötigen, um seinen Rausch auszuschlafen. Selbst als uns Andis Mutter am nächsten Vormittag abholte, war von ihm noch immer nichts zu hören oder zu sehen. Und uns erwartete zum Mittagessen eine herrliche Aalpfanne mit Bratkartoffeln.

Wir fahren noch oft zum Angeln an den Meschensee, doch diesen Angler haben wir - zum Glück - nie wieder getroffen. Aber was ist eigentlich aus Cyprinus geworden, werdet ihr euch fragen, und natürlich möchte ich euch das Ende dieser Geschichte auch nicht vorenthalten.

Es kam der Tag, als mein Vater verkündete, dass es am kommenden Sonntag Karpfen zum Mittagessen geben würde. Ich war in heller Aufregung und auch, wenn es zum Rest der Geschichte nicht so recht passen mag, Cyprinus war mir tatsächlich ans Herz gewachsen. Ich fühlte mich ihm so verbunden wie mit einem „echten“ Haustier, beispielsweise unserem Hund, einem Cockerspaniel, der uns oft auf unseren Streifzügen durch den Wald begleitete. Doch für das Schicksal dieses Karpfens fühlte ich mich noch mehr verantwortlich; schließlich hatte ich ihn einst gefangen und war nun „Schuld“ daran, dass er im Kochtopf enden sollte. Auch hatte er für mich, begründet durch das Buch von Otfried Preußler, beinahe ähnliche menschliche Züge angenommen, wie der Karpfen Cyprinus aus dessen wunderschönen Geschichte über die Wassermänner im Mühlenteich. Ich musste ihn einfach retten!

So kam es, dass ich ihn am Freitagabend aus dem Waschzuber holte. Er war so zutraulich geworden, dass ich ihn mit den Händen einfach herausheben konnte. Ich wickelte Cyprinus in Handtücher, die ich vorher gewässert hatte - auf diese Weise kann man Karpfen eine Weile transportieren - verfrachtete ihn in meine Satteltasche und radelte zu jenem Teich, in den ich seinerzeit auch die Forellen umgesetzt hatte. Dort entließ ich ihn in die Freiheit. Andi und ich konnten ihn später noch oft beobachten, wie er in der sonnenbeschienenen Mitte dieses Tümpels seine Kreise zog, wo wir Cyprinus mit alten Brotresten fütterten. Natürlich hatte mein Vater das Verschwinden des Karpfens bemerkt und gewiss wusste er auch, dass dem Fisch nicht plötzlich Flügel gewachsen waren. Aber er verlor nicht ein Wort darüber. Stattdessen kaufte er einen Karpfen in der Fischhandlung in der Stadt, aber auch diesen mochte ich nicht essen. Meine Mum hatte davon offenbar nichts mitbekommen, denn sie bat meinen Vater um Nachsicht, als ich meinen lieb gewordenen Freund nicht zum Mittagessen verspeisen wollte.

Heute fische ich noch ab und zu in den Ferien auf der Ostsee, gemeinsam mit einem Freund in einem kleinen Motorboot, genieße die Stille und die Weite der See, wenn man das Ufer in der Ferne nur noch erahnen kann, die dicken Pötte in der Fahrrinne nach Kiel majestätisch an uns vorbeiziehen und denke oft an die Zeit mit Cyprinus und der gemeinsamen Angelabenteuer mit Andi zurück.